

Armut, Wachstum, Bauboom, Umschichtungen



Wipkingen 1741. Weidlinge besorgen den Verkehr über die Limmat. (Bild: Graphische Sammlung, Zentralbibliothek Zürich)

Rebdorf an der Limmat

Reben beherrschten das Landschaftsbild. Sie bedeckten die steilen Böschungen der Limmat beidseits der Eisenbahnbrücke bis hinauf zum trockenen Sonnenhang des Käferbergs. Noch um 1885 war ein Sechstel des Gemeindegebiets mit Reben bestanden, und beinahe jedes grössere Bauernhaus besass eine Trotte. Oberhalb des Dorfes zieht sich die Seitenmoräne des Limmattals als schmales Plateau vom Sydefädeli über das heutige Landenberg- und Lettenquartier bis nach Unterstrass. Seine schweren lehmigen Böden, denen das Lettenquartier seinen Namen verdankt, waren von Äckern, Wiesen und Obstbäumen bedeckt. Wipkingen war arm. Die Zahl der wohlhabenden Bauern war klein, und die übrigen hatten gelemt, sich in alles zu schicken. In die guten und schlechten Erntejahre, in die regelmässig wiederkehrenden Hungerzeiten, in die Befehle und Verordnungen der gnädigen Herren in Zürich und ihrer Örtlichen Stellvertreter: des Obervogtes, des Pfarrers (der höchstens am Sonntag von der Stadt aus seine Gemeinde besuchte), der «Herren Landgutsbesitzer», denen an den Hängen der Waid die schönsten Reben gehörten.

Der liberale Umsturz von 1830 in Zürich brachte frischen Wind: Er beendete die Herrschaft der Stadt und machte aus Untertanen Kantonsbürger. Die Strasse von Zürich über Höngg nach Baden wurde ausgebaut und machte erstmals dem traditionellen Flussverkehr mit Weidlingen

ke», wie sie sie nannten, über die Limmat: einer Wagenfähre, aus zwei Booten zusammengezimmert, die auch Fuhrwerken die Überfahrt erlaubte.



Um 1857. Noch verkehren Fussgänger, Reiter, Wagen und Flussboot, doch die Eisenbahn setzt neue Massstäbe. Der Feldweg vorn ist die heutige Leutholdstrasse. (Bild: BAZ)

Im Sog der Stadt

Bescheiden wirkte diese kleine Fähre neben den Bauten der neuen Eisenbahnlinie, die 1856 das doppelte Hindernis von Limmat und Milchbuck mit einer Reihe von Kunstbauten überwand, wie man sie in der Schweiz noch nie gesehen hatte. Tunnel, Einschnitt und Damm, vor allem aber die gewölbte eiserne Limmatbrücke wurden schon während der Bauzeit Sonntag für Sonntag von neugierigen Städterinnen und Städtern besichtigt.

Doch während andere Gemeinden vom Eisenbahnbau profitierten und ein rasches Wachstum erlebten, wurde Wipkingen von den privaten Eisenbahnbaronen schnöde behandelt. Damm und Einschnitt teilten das Gemeindegebiet entzwei, und auf einen Bahnhof musste Wipkingen, trotz unermüdlichen Vorstössen, fast achtzig Jahre lang warten. Trotzdem markierte für Wipkingen, wie für alle stadtnahen Gemeinden, das Eisenbahnzeitalter einen Wendepunkt: den Beginn einer vorerst noch zaghaften, aber immer mächtiger werdenden Modernisierungswelle. Wipkingen geriet in den Sog der Stadt und des Fortschritts. Es begann, ein Vorort zu werden.

Gemeinnützige Gesellschaft und Fortschritt

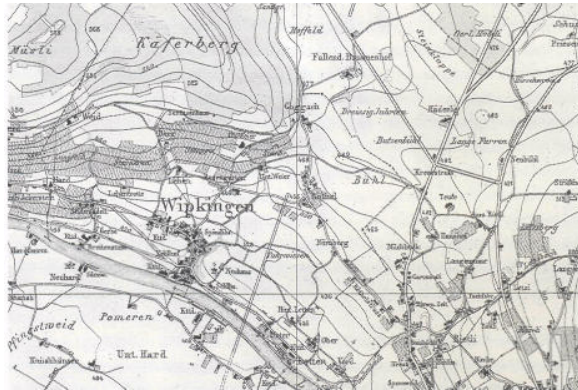
In diesem Modernisierungsprozess spielte die Gemeinnützige Gesellschaft Wipkingen (GGW) 1859 als wohltätige Institution gegründet eine ganz wesentliche Rolle. Im Kreis dieses kleinen,

Die Wipkinger Jahreschroniken: Wipkingens Quartierverein, die Gemeinnützige Gesellschaft Wipkingen (GGW), besitzt eine einmalige Geschichtsquelle über das letzte Jahrhundert: Von 1853 bis 1892 wurde jedes Jahr alles aufgeschrieben, was im vergangenen Jahr bemerkenswert genug erschien. Die Jahreschroniken der GGW verzeichnen genauestens den Verlauf der Witterung, die verheerenden Spätfroste und Hagelwetter, die Erträge der Rebberge und Äcker. Ebenso auch die Preise und Löhne des Jahres, den Stand der Wirtschaft in Konjunktur und der Bautätigkeit, die Ereignisse der internationalen und schweizerischen Politik, schliesslich alle wichtigen Ereignisse und Begebenheiten der Gemeinde, die Aktivitäten ihrer Vereine, Unglücksfälle und Verbrechen.

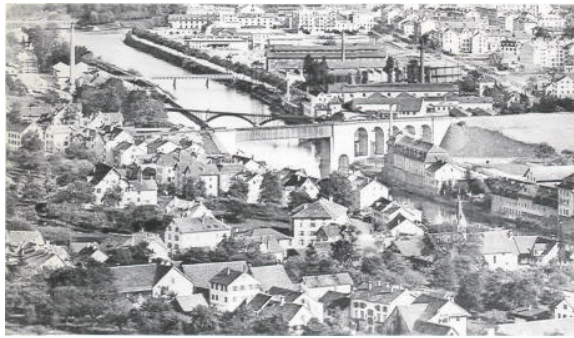
aber einflussreichen und höchst innovativen Vereins wurden neue Ideen diskutiert und nicht selten gleich in die Tat umgesetzt. «Es handelt sich dabei um einen Sammelpunkt aller gemeinnützigen Männer, um eine Stätte des Ideenaustausches und der Anregung für alles was frommt und nützt», stand schon im ersten Werbebrief.¹ Von Anfang an standen Gemeindeangelegenheiten und wirtschaftliche Fragen im Zentrum der Tätigkeit, neben der «Organisation der freien Liebestätigkeit im Gebiete des Armenwesens». Unter den Mitgliedern der GGW fanden sich die einflussreichsten Wipkinger: Pfarrer, Arzt und Lehrer, Gemeinderäte, fortschrittliche Fabrikanten und Grossbauern. Die Projekte der GGW hatten es daher leicht, private und öffentliche Unterstützung zu finden. Zudem herrschte in den zwanzig Jahren vom Bau der Eisenbahnen bis 1876 anhaltend Hochkonjunktur und damit ein Klima, das neuen Ideen sehr förderlich war.

Schon in den ersten Jahren ihres Bestehens erzielte die GGW mit Hilfe von viel freiwilliger Arbeit wesentliche Leistungen: Eine Fortbildungsschule stand sonntags bildungswilligen Erwachsenen offen, eine kleine Bibliothek wurde 1862 eingerichtet - sie bestand bis 1896 und wird seither von der Zürcher Pestalozzigesellschaft weiterbetrieben. Ein Kindergarten, schon 1862 vorgeschlagen, wurde 1874 im alten Schulhaus an der Höniggerstrasse eingeweiht. Freiwillige Spenden deckten den grössten Teil der Kosten.

Auch in Gemeindeangelegenheiten drängte die GGW auf Erneuerung: Der Ersatz der Wagenfähre durch eine feste Brücke kam 1872 zustande, obwohl die Gemeinde kaum Geld besass. An die Baukosten von 52000 Franken steuerte die GGW 18'DQq Franken bei, freiwillige Beiträge von



Wipkingen auf der Wild-Karte des Kantons Zürich, um 1850.



Blick von der Waid, um 1895. Im Vordergrund die Dorfstrasse. (Bild: BAZ)

Wipkingern und Wipkingerinnen, züm grössten Teil aber von Industriellen im benachbarten Aussersihl. Billiger, aber nicht weniger neuartig war der Telegraph, der auf Drängen der GGW 1875 im Wipkinger Postbüro aufgestellt wurde. Wieder wurden beidseits der Limmat Spenden gesammelt, um das Projekt zu realisieren. 1876 liefen bereits 2'199 Telegramme über den Wipkinger Ticker. Trotz diesen neuen Kommunikationsmitteln blieb Wipkingen noch lange Zeit ein Dorf.

Erste Strassenlampen

Wie dörflich Wipkingen war, zeigte sich 1875, als die GGW vorschlug, die Strassenbeleuchtung einzuführen. Bis dahin hatte man sich nachts mit dem Mondschein begnügen müssen. Doch inzwischen besaßen Zürich und einige Vororte die Gasbeleuchtung, und auch in Aussersihl brannten nachts Petrolaternen, nur Wipkingen lag noch ganz im Dunkeln. Hier schlug man aus Kostengründen weder Gas noch Petrol, sondern das noch billigere Neolin vor. Doch in der Gemeindeversammlung fand sich für dieses Projekt keine Mehrheit. Immerhin raffte sich die Gemeinde dazu auf, an den finstersten Ecken des Quartiers versuchsweise zwei Lampen aufzustellen.

In der Folge wurden durch Selbsthilfe der Anwohner entlang der ganzen Hönggerstrasse, zwischen Bahndamm und Pfarrhaus, insgesamt acht Lampen aufgestellt. «Noch glänzender», bemerkt die Jahreschronik 1878, «sind die Anwohner der Röhel- und Guggachstrasse vorangegangen. Durch sieben Laternen, deren Erstellung freie Beiträge fast vollständig deckten, ist dort die Nacht in hellen Tag verwandelt.» Sieben trübe Neolinlampen, verteilt auf eine Strecke von mehr als 1000 Metern - den Zeitgenossen erschien das als glanzvolle Beleuchtung.

Die Gemeinnützige Gesellschaft und der Frauenverein:

Die GGW blieb jahrzehntelang ein reines Männergremium, obwohl die Statuten die Mitgliedschaft von Frauen nicht ausschloss. Erst seit der Jahrhundertwende finden sich einzelne Frauen auf den Mitgliederlisten, und bis die erste Frau in den Vorstand gewählt wurde, dauerte es noch einmal sechzig Jahre. Statt dessen war 1861 ein eigener Frauenverein entstanden, der in vielen Projekten mit der GGW zusammenarbeitete, ohne das Prestige des Männervereins zu teilen. Wichtige Aufgaben waren die freiwillige Krankenpflege, Armenhilfe und Weihnachtsfeiern für Kinder aus armen Familien. Beim Betrieb der Suppenanstalt trugen die Frauen die Hauptlast der Arbeit. In den Jahresberichten der GGW wurde ihr «stilles Wirken» vermerkt, aber kaum mehr. Die Öffentlichkeit galt eben als Bereich der Männer.

Blick von den Dachzinnen der Leutholdstrasse zum Wipkingerplatz, um 1900. (Bild: Sammlung Ernst Sutter)



Wipkingen war eben nicht nur die kleinste der Zürcher Vorortsgemeinden, sondern vor allem die finanzschwächste. Einer wachsenden Zahl von Vermögenslosen stand eine relativ kleine Gruppe von mittelständischen Steuerzahlern und Steuerzahlerinnen gegenüber. Eigentlich reiche Leute, Millionäre, gab es in Wipkingen nicht. Die Besitzer der Landgüter im Letten, im Röteli, Sydefädeli, Grenzstein und auf der Waid wohnten hier nur im Sommer, ihre grossen Vermögen versteuerten sie in der Stadt. Da wird es verständlich, dass an öffentlicher Infrastruktur nur das allernotwendigste gebaut werden konnte und dass Wipkingen in dieser Hinsicht hinter anderen Vororten herhinkte. Die grosse Armut der Gemeinde Wipkingen war denn auch der wichtigste Grund, weshalb die Eingemeindung 1893 ohne Bedauern hingenommen wurde.

Wipkingens wilder Osten

Eisenbahnbau und Industrialisierung brachten der Stadt und ihren Vororten in den Zürcher Gründerjahren nach 1860 Hochkonjunktur und rasches Wachstum. Die Stadt putzte sich heraus: Innert wenigen Jahren entstanden die Bahnhofstrasse, der neue Hauptbahnhof mit seiner eindrücklichen Halle, der Palastbau des Polytechnikums über der Altstadt. Man hat diese Jahre deshalb Zürichs grosse Bauperiode genannt.

Die Bahn hatte die Mobilität vervielfacht, von überall her strömten Arbeitssuchende der Stadt entgegen. Wo immer Wohnungen zu finden waren, liessen sich die neu Zugewanderten nieder, auch in den Vororten, obwohl sie oft stundenlange Arbeitswege in Kauf nehmen mussten. Am meisten war von dem neuen Bevölkerungswachstum Wipkingens Nachbargemeinde Aussersihl betroffen. Dort begann in den sechziger Jahren ein stürmisches Wachstum, das über die Jahrhundertwende hinaus anhielt. 1850 hatte Aussersihl noch keine 1900 Einwohnerinnen und

Einwohner; um 1880 waren es mehr als 14'000. Planlos wurden in Aussersihl damals ganze Neubauquartiere für die zahllosen Neuzuwanderer und ihre Familien gebaut. Wipkingen entwickelte sich wesentlich langsamer als die industriereiche Nachbargemeinde. Erst mit dem Bau der Wipkinger Brücke 1872 wurde es als Wohnort für die Industriearbeiter und -arbeiterinnen im Hard interessant. Von 900 Einwohnerinnen und Einwohnern um 1850 nahm die Bevölkerung hier bis 1880 auf 1938 zu. Neubauten gab es vorerst nur wenige. Statt dessen wurden Bauernhäuser unterteilt oder aufgestockt, Ställe und Scheunen in notdürftigen Wohnraum verwandelt und einige der stillgelegten Baumwollfabriken in Miethäuser umgewandelt. Die Jahreschronik der GWV berichtete 1874 erstmals über den ungewohnten Bevölkerungszuwachs und schilderte die Folgen der damaligen Wohnungsnot: «Die Tatsache steht fest, dass sozusagen jeder Winkel zum Wohnraum umgewandelt wird, dass die Wohn- und Schlafräume an vielen Orten in bedauerlichem Masse überfüllt sind - ich könnte mit Beispielen dienen, dass

Das erste Wipkinger Neubauquartier, aufgenommen um 1890. Die meisten der dichtstehenden grossen Bauten an der Königger- und Burgstrasse sind zwischen 1877 und 1882 als Miethäuser entstanden. Das Haus an der Limmat, «Stöcklihaus» genannt, wurde 1823 als Färberei gebaut und seit 1858 als Wohnhaus genutzt. Es war für seine dürftigen Wohnungen in der ganzen Gemeinde bekannt. (Bild:BAZ)





Hochwasser um 1910. Das Gelbe Haus (links), einst Fabrik und später Wohnhaus, beherbergte um 1910 76 Kinder. (Bild: GGW)



An der Burgstrasse in den fünfziger Jahren. Anbauten und Werkstattgebäude erinnern an die enge Durchmischung von Gewerbe und Wohnen in diesem Quartier. (Bild: Sammlung Ernst Sutter)

für eine Familie von fünf Personen eine elende kleine Kammer mit eisernem kleinem Ofen als Stube, Schlafkammer, Küche, Plunderkammer, Holzraum - alles in einem dient.» Wenig später, um 1877, setzte in Wipkingen ein sichtbares bauliches Wachstum ein. Entlang der Landstrasse nach Zürich, der heutigen Höneggerstrasse, entstand 1877-1882 am Dorfrand ein neues Wohnquartier mit über dreissig Häusern. Hier wurden erstmals in grösserem Massstab Wohnungen zu Renditezwecken gebaut und nicht für den Eigenbedarf. Es waren kleine Zahl von Bauherren, welche diese Häuser erstellten. Der Wipkinger Schreiner Johann Heinrich Schmid machte den Anfang: Er baute an der späteren Burgstrasse die sogenannten Schnidenhäuser von denen drei (Nr. 24-28) heute noch stehen. Wenig später baute der Zimmermann Jakob Schärer-Gujer sechs Häuser im Gebiet. Schärer hatte sich verspekuliert: 1883 machte er Konkurs - doch hatte er noch rechtzeitig die Häuser seiner Frau überschrieben.

Da es noch keine verbindlichen Strassennamen und Hausnummern gab, trugen viele Häuser Namen: «Burg- und Werkhof» hiess das grosse, heute verschwundene Doppelhaus Burgstrasse 6 und 8, daneben gab es die «Industrieburg». An der Höneggerstrasse 39 kann man heute noch über der Haustür eingemeisselt den Hausnamen «zur Arizona» lesen. Das Wohnhaus mit Wirtschaft gehörte aber nicht einem Amerikaner, sondern einem Mann mit dem typischen Wipkinger Namen Abegg. Hatte er wohl in jungen Jahren in den USA ein Vermögen gemacht? Wir wissen es nicht. Von Schreiner Schmid hingegen weiss man, dass er 1881 seine Häuser einem Verwandten verkaufte und in die Neue Welt auswanderte.

Auf dem Land fehlte damals ein Baugesetz und jeder Ansatz zur Planung. Die Entwicklung dieses ersten Wipkinger Neubausquartiers verlief so chaotisch, dass die Burgstrasse sogar erst nachträglich zwischen den bereits fertigen Häusern hindurchgezogen werden musste. Darum ist sie bis heute so schmal und krumm. Hönegger- und Burgstrasse besaßen wie das übrige Dorf keine Kanalisation und in den ersten Jahren nicht einmal fliessendes Wasser. Statt dessen grub man Sodbrunnen neben den Häusern und, meistens in unmittelbarer Nähe, Jauchegruben für das Abwasser. Oft waren weder Brunnen noch Grube genügend wasserdicht, kein Wunder, dass das Trinkwasser häufig mit Fäkalien verschmutzt war.

Krise und Armut

Das neue Quartier brachte der Gemeinde nicht die erhofften guten Steuerzahler. Im Gegenteil. Neben Handwerkern, Bäckern, Metzgern und Wirten waren es zum grössten Teil Arbeiterfamilien, die die neuen Mietskasernen bezogen. Wipkingens erstes halbstädtisches Quartier wurde bald zu einem sozialen und hygienischen Problemgebiet.

1884 heisst es dazu in der Jahreschronik der GGW: «Indem allmählig die wohnungsreichen Neubauten der letzten Jahre sich füllen, ist die Zahl jener Familien grösser geworden, welche wohl bei günstigen Arbeitsverhältnissen und bei Gesundheit sich ausbringen, welche aber sofort Mangel leiden, wenn die Arbeits Gelegenheit sich mindert oder wenn Erkrankung den

Verdienst aufhebt.» Schon im Jahr 1877 war die Wirtschaft, nach zwanzig guten Jahren, in eine langanhaltende Rezession geraten, und die GGW hatte viel zu tun, um den Folgen von Arbeitslosigkeit, Hunger und Elend entgegenzuwirken.

Damals gab es ja weder Krankenkassen noch Arbeitslosengeld und nicht einmal gesetzliche Kündigungsfristen. In wirtschaftlich schwierigen Zeiten konnten Lohnabhängige von einem Tag auf den anderen von absoluter Armut und sogar Hunger bedroht sein. Für Familien in solcher Lage eröffnete die GGW im Winter 1879 erstmals eine «Suppenanstalt»: In einer privaten Waschküche wurde in der kältesten Zeit des Jahres jeden Tag Suppe gekocht und für die Hälfte des Kostenpreises an Arme verkauft. Auch billiges Heizmaterial und in teuren Jahren Kartoffeln kaufte die GGW, um sie verbilligt abzugeben. Mit Sammlungen von Haus zu Haus wurden diese Aktionen finanziert.

Seuchen und Hygiene

1867 hatte eine schwere Choleraepidemie in ganz Europa gewütet, der im Raum Zürich fünfthundert Personen erlagen. Diese Epidemie und die zunehmende Häufigkeit anderer ansteckender Krankheiten wie vor allem Tuberkulose und Typhus gaben in der Zeit der Verstädterung Anlass zur Sorge. Seit 1876 waren die Zürcher Gemeinden verpflichtet, eigene Gesundheitskommissionen einzurichten, deren Aufgabe es war, die öffentliche Hygiene zu verbessern. Auch in Wipkingen ging eine solche Laienkommission unter dem Vorsitz des Dorfarztes Dr. Wäckerling an die Arbeit. Neben der Lebensmittelkontrolle war ihre wichtigste Aufgabe, die Sauberkeit von Strassen, Häusern und Wohnungen zu überwachen.

Die heilende Medizin stand den Infektionskrankheiten damals hilflos gegenüber. Von Bakterien und ihrer Verbreitung wusste man noch nichts, und man folgte stattdessen der Theorie des deutschen Arztes Max von Pettenkofer, wonach schlechte Ausdünstungen und üble Gerüche die Ursache der Ansteckungen darstellten. Miasmen nannte man diese Krankheiten auslösenden Stoffe in der Luft, und man wurde plötzlich gewahr, wieviel davon in Stadt und Land anzutreffen war. In der Stadt Zürich machte man sich daher schleunigst an den Bau einer Kanalisation, um die stinkenden, unratgefüllten «Ehgräben» zwischen den Altstadthäusern auszumisten. So weit war man in Wipkingen noch lange nicht, doch auch hier wurde die Bevölkerung regelrecht zur öffentlichen Hygiene erzogen - durch Ermahnungen, wenn nötig aber auch durch scharfe Bussen. Den Pestgerüchen wurde der Kampf angesagt, die Gesundheitskommission rüstete sich, ihn zu führen. Schon an ihrer zweiten Sitzung am 28. April 1877 vermahnte sie drei Hausbesitzer an der Dorfstrasse, «weil sie ihre Jauche in die Strassenschaale durch das Dorf entlassen».



**Wipkingen als Dorf. Rosengartenstrasse 1931.
(Bild: BAZ)**

Hühner als Haustiere

Noch viel mehr Arbeit hatte die Gesundheitsbehörde jedoch mit den Mietshäusern, in denen zahlreiche Familien auf engem Raum zusammen wohnten. Das waren zum Beispiel die umgenutzten Gebäude ehemaliger Baumwolldruckereien, wie das «Gelbe Haus» an der Limmat, wo um 1910 noch 76 Kinder gewohnt haben sollen, oder das sogenannte Stöcklihaus beim Dammweg, wo 1864 mehrere Choleraopfer starben.² Die Gesundheitsbehörde kümmerte sich intensiv um den privaten Bereich der armen Leute in den Mietskasernen und machte auf ihren Inspektionsrunden vor den Wohnungstüren nicht halt: «Frau Ott im Escherhaus [heute Rosengartenstrasse 71] hat eine schlechte Ordnung, überall herrscht Unsauberkeit, welche hauptsächlich von der Hühnerzucht herrührt, die sie in der Küche treibt.» - «Die Jägersche Wohnung im Dorf erzeigt sich als eine Brut-Stätte des Unrathes und der Unreinlichkeit, viel zu dieser Unsauberkeit trägt das Hühnervolk bei, das von dem Ehepaar im Hause gehalten wird.» - «Herr Jäger hält im Keller seiner Wohnung ganze Rudei Kaninchen und andere Vierfüsser, überall in den Gängen, auf der Treppe, in der Küche, sogar im Schlafzimmer zeigen sich Spuren dieser Hausbewohner.»³

Die Bewohnerinnen und Bewohner der grossen Arbeiterhäuser kassierten regelmässig Verweise von der Gesundheitsbehörde, Es waren Familien, in denen sehr oft beide Eltern Lohnarbeit leisteten - elf Stunden am Tag, sechs Tage pro Woche! -, um die Familie ernähren zu können. Es verwundert deshalb nicht, wenn die Reinlichkeit der Wohnungen manchmal zu wünschen übrig liess. Und dass man Hühner oder Kaninchen nicht in der Küche oder im Keller halten dürfe, wie Katzen oder Hunde, das war diesen Leuten schwer begreiflich zu machen - denn einen anderen Ort hatten sie ja nicht, um mit dieser Art von «Kleinlandwirtschaft» ihren eintönigen Menüplan von Kartoffeln, Brot und Kaffee gelegentlich etwas zu bereichern. Die Protokolle der Gesundheitsbehörde zeigen anhand extremer Beispiele, wie gegen viele Widerstände der Bevölkerung allmählich ein Hygienebewusstsein eingepflanzt wurde. Immer mehr zeigte sich, dass Einrichtungen und Verhaltensweisen, wie sie im Bauerndorf üblich gewesen waren, in der verdichteten Vorstadtgemeinde zu Konflikten führten. Noch nahm man die Probleme als Einzelfälle wahr und zog für ihre Behebung die einzelnen Mieterinnen und Mieter heran, die ihre Haustiere aus der Wohnung entfernen, oder die Hausbesitzer und -besitzerinnen, die ihre Brunnen und Jauchegruben ausbessern mussten. Weit entfernt war noch der Gedanke, eine Lösung für die ganze Gemeinde zu suchen, sie etwa dem Baugesetz zu unterstellen oder eine Kanalisation zu bauen. Erst im Hinblick auf die bevorstehende Eingemeindung hielten solche städtische Neuerungen in Wipkingen Einzug. Mit der Begründung, man könne dem neuen Gemeinwesen die offenen Abwassergräben nicht zumuten, beschloss Wipkingen im Februar 1892 den Bau einer ersten Kloakenleitung in der Dorfstrasse. Die finanzschwache Gemeinde hätte für den Bau einer Kanalisation, wie sie Zürich seit 1867 besass, von sich aus nicht das nötige Geld gehabt. Und während andere Vororte der städtischen Kloakenleitung angeschlossen wurden, lernte Wipkingen diese neuzeitliche Errungen-

schaft zunächst nur von der Kehrseite kennen: Die ungeklärten städtischen Abwässer ergossen sich ausgerechnet mitten in Wipkingen, oberhalb der Brücke in die Limmat und verschmutzten den Fluss so nachhaltig, dass man sofort das Baden verbieten musste. Vielleicht hat es mit dieser gutnachbarschaftlichen Erfahrung zu tun, dass sich die Wipkinger 1878 weigerten, sich der neu erstellten städtischen Wasserversorgung anzuschliessen, obwohl deren Herzstück, das Pumpwerk Letten, auf Wipkinger Boden lag. Die Gemeindeversammlung lehnte einen dahin gehenden Antrag des Gemeinderates ab. Dabei genügten die vorhandenen Brunnen längst nicht mehr, um das gewachsene Dorf zu versorgen, zumal «beim geringsten Regen das Wasser bei den drei Dorfbrunnen so trübe» lief, dass man es kaum als Trinkwasser brauchen konnte.

Die private Brunnenkorporation, der die drei Dorfbrunnen gehörten, versprach, billigeres Wasser in die Haushaltungen zu bringen. Neue Quellen wurden an der Waid gefasst und Leitungen ins Dorf geführt. Mit einer grossen Fontäne und Feuerwerk feierte die Gemeinde am 15. Mai 1881 die Einweihung dieses Werks, das sie trotz dem grossen Nachbarn Zürich aus eigener Kraft realisiert hatte.

Rascher als erwartet, liessen sich jetzt die privaten Hausbesitzer Leitungen ins Haus bauen. Der traditionelle Gang zum Dorfbrunnen und das Tragen der schweren Wasserkrüge gehörten der Vergangenheit an. Eine Entlastung für die Frauen, die seit jeher diese Arbeit geleistet hatten. Aber gleichzeitig war auch der Verlust eines beliebten Treffpunktes die Folge, wo Frauen bis dahin Neuigkeiten erfahren und an die Frau bringen konnten. Die vielen Beizen im Dorf waren ihnen ja verschlossen, beim Jassen und Biertrinken blieben die Männer unter sich.

Wachstum schafft Ungleichheit

Den Anlass zur Vereinigung von zwölf Gemeinden zur Grosse Stadt «Neu-Zürich», wie man damals zu sagen pflegte, gaben nicht abstrakte planerische Überlegungen. Sie war durch die Entwicklung der vorangegangenen dreissig Jahre zu einer fast unausweichlichen Notwendigkeit geworden. Das Wachstum der Stadtregion war von grossräumigen Umlagerungen der Bevölkerung begleitet, die sich für die einzelnen Gemeinden völlig gegensätzlich auswirkten und zu einem krassen Wohlstandsgefälle zwischen der Stadt und den verschiedenen Vororten führte.

Schon früh hatten reiche städtische Familien begonnen, ihren Wohnsitz aus der immer dichter bevölkerten Altstadt hinaus aufs Land zu verlegen. Vor allem die Enge wurde auf diese Weise zum reichen Villenvorort der Stadt; mit speziellen Bauordnungen gelang es hier sogar, die Erstellung billiger Mietwohnungen auszuschliessen. Trotz tiefem Steuerfuss fand ein verwöhntes Publikum in der Enge alle Vorzüge eines modernen Stadtquartiers: gute Schulen, saubere Strassen, breite Trottoirs, Wasser und Kanalisation, sogar eine eigene Gasversorgung. Am anderen Seeufer bot Riesbach etwas weniger exklusive Bedingungen, neben Villen- und Mittelstandsquartieren war hier im 19. Jahrhundert auch die Industrie stark vertreten, begleitet



**Einer der drei Dorfbrunnen. Dorfstrasse 1931.
(Bild: BAZ)**

Bevölkerungswachstum in Wipkingen und in den Nachbarorten 1850-1992

	Wipkingen U	nterstrass A	ussersihl ¹	Allstadt
1850	887	1324	1881	17'040
1870	1392	2814	7510	2V199
1880	1938	3342	14'186	25'102
1888	2391	4172	19'767	27'640
1894	3432	6381	30'248	28'099
1920	1V661	12'822	51'618	23'461
1930	20'896	2V102	56'384	21'824
1941	21'472	26'865	60'165	20'091
1950	21'978	32'951	58'594	17'685
1960	21'201	31'084	53'815	14'514
1970	19'542	26'618	46'906	10'436
1980	16'442	21'754	39'269	6883
1989	15'730	20'253	38'753	5655
1992	16'167	20'391	40'442	5616

von ärmlichen Arbeitersiedlungen. Annnn san es m urueisuass au;>. m nuuinyen m'ymm'n'i. Grossbürgertum und Mittelstand. Die übrigen Zürichberggemeinden, Fluntern, Dberstrass und vor allem Hirslanden, waren zum Zeitpunkt der Eingemeindung noch wenig entwickelt, die letzten zwei gehörten zu den finanzschwachen Vororten der Stadt.

Im Industrie- und Gewerbebezirk von Aussersihl und seinen Nachbargemeinden Wiedikon und Wipkingen liessen sich hauptsächlich arbeitssuchende Zuwanderer nieder. Die meisten von ihnen jung, mittellos und nach kurzer Zeit auch kinderreich. Sie stellten die Gemeinden vor die fast unlösbare Aufgabe, in raschem Tempo Strassen und Wasserleitungen zu bauen, Schulhäuser zu errichten (in Aussersihl wuchs die Schülerzahl pro Jahr um 150 Kinder, das heisst drei Schulzimmer). Doch dazu fehlten die Mittel. Aussersihl befand sich aus diesen Gründen in einer permanenten Finanzkrise, man sprach bereits vom nahenden Gemeinderuin. Seit 1886 musste der Kanton fast jedes Jahr der bedrängten Gemeinde mit Sonderdarlehen zu Hilfe kommen. Um die Finanzen Aussersihls zu sanieren, wurde 1888 die Stadtvereinigung, die erste grosse Eingemeindung, eingeleitet.

Weniger dramatisch sah es in Wipkingen aus. Zwar war diese Gemeinde offensichtlich nicht viel wohlhabender als Aussersihl, und ihr Steuerertrag war der kleinste aller Vorortsgemeinden. Aber Wipkingen hatte bis dahin noch keine grossen Infrastrukturprojekte finanzieren müssen. Darum war sie um 1885 als einzige Vorortsgemeinde auch praktisch schuldenfrei. Wipkingen gehörte ursprünglich nicht zu den Vororten, die an der Stadtvereinigungsteilhaben sollten, denn es grenzt nicht direkt an die Altstadt und war um 1885 noch viel mehr Dorf als Vorort. Es war der Regierungsrat, der Wipkingen (und Wollishofen) 1888 in die Vereinigungspläne miteinbezog. Vielleicht nur, um so die neue Stadtgrenze besser zu arrondieren. Vermutlich aber auch, weil immer mehr Arbeiter und Arbeiterinnen aus dem Industriequartier in Wipkingen Wohnsitz nahmen und weil eine wichtige städtische Anlage, das Wasser- und Kraftwerk Letten, in dieser Gemeinde lag.

Einzelne Vororte, voran die Steueroasen Enge und Wollishofen, wehrten sich mit allen Mitteln gegen den Verlust ihrer Selbständigkeit. In anderen war die Eingemeindung zumindest heiss umstritten. In Aussersihl aber wurde sie von der gesamten Bevölkerung herbeigesehnt und in der Abstimmung mit 99 Prozent Jastimmen befürwortet. Und auch Wipkingen reagierte sofort positiv. Der Gemeinderat hielt es nicht einmal für nötig, in dieser wichtigen Angelegenheit die Gemeindeversammlung zu befragen, so sicher war man sich der allgemeinen Zustimmung. Auch hier gaben finanzielle Sorgen den Ausschlag. Die reichen Leute waren in der Gemeinde an einer Hand abzuzählen, 72 Prozent der Steuerpflichtigen deklarierten um 1890 gar kein Vermögen und bezahlten nur Kopfsteuer.⁴ Die Hauptlast der Vermögenssteuer trug eine kleine Zahl von Bauern, Gewerbetreibenden und Hausbesitzern. Leute, die zwar ein Betriebsvermögen, aber kein hohes Einkommen aufwiesen und die Steuerlast empfindlich spürten. Sie erhofften sich Erleichterungen durch die Eingemeindung. Die Gemeinde hatte ausserdem keinerlei finanzielle Reserven; jedes grössere Projekt brachte sie an den Rand ihrer Leistungsfähigkeit. In

Wipkingen reichte das Geld nicht aus, um genügend Lehrer zu besolden und Schulräume zu schaffen. Klassengrößen von 80 und 90 Kindern waren deshalb die Regel. Und erst wenn die Zahlen gegen 100 kletterten, wurden wieder Notmassnahmen ergriffen, wobei zusätzliche Schulräume meistens in Provisorien untergebracht wurden.

Um 1888 waren neue Zuwanderungswellen und damit unlösbare Aufgaben für die Gemeinde bereits absehbar. Daher waren die Wipkinger nur allzu froh, sich am entstehenden «Neu-Zürich» beteiligen zu dürfen. Mit 88 Prozent Ja-Stimmen begrüßten sie deshalb in der Volksabstimmung am 9. August 1891 die Vereinigung mit Zürich.

Die Tabelle zeigt deutlich auf, wie gross die Unterschiede in den finanziellen Verhältnissen der Vororte waren und vor allem, welche verzweifelte Situation für Aussersihl entstanden war. Enge und Zürich hatten pro Kopf zehnmal mehr Kapital aufzuweisen, konnten sechs- beziehungsweise achtmal mehr für ihre Einwohnerinnen und Einwohner ausgeben. Auf der anderen Seite hatte Aussersihl das massivste Bevölkerungswachstum aller Gemeinden zu bewältigen. Die Schere öffnete sich immer weiter, denn der unerträglich hohe Steuerfuss vertrieb noch die wenigen Kapitalbesitzer aus der Gemeinde.

**Steuervermögen und -ertrag pro Kopf 1883-1885
in Franken, dreijährige Mittelwerte**

	Steuervermögen	Steuerertrag
Zürich	3047	40.50
Aussersihl	895	5.50
Enge	8590	32.40
Fluntern	3941	18.20
Hirslanden	1637	7.60
Hottingen	4062	15.20
Oberstrass	1458	8.80
Riesbach	4176	14.50
Unterstrass	2625	13.40
Wiedikon	1608	9.40
Wipkingen	1327	4.60
Wollishofen	3534	-



Die 1892 erstellte Nordstrasse wurde von Wipkingen her überbaut; noch lange nach der Eingemeindung blieben zwischen Wipkingen und Unterstrass noch weite Flächen leer. Die Rotbuchstrasse, 1904 angelegt, wirkt breit wie ein Boulevard. (Bild: Swissair, 1921)

Wipkingen will Stadt werden

Auf einmal begann man sich in Wipkingen seiner Dörflichkeit zu schämen und wünschte nichts dringender, als möglichst rasch zu einem eleganten Stadtquartier zu werden. In ihren letzten Jahren begann die Gemeinde plötzlich, im grossen Stil zu bauen und ohne Hemmungen Schulden zu machen, um möglichst rasch Anschluss an städtische Verhältnisse zu gewinnen. Zur Zeitpunkt der Eingemeindung, am 31. Dezember 1892, wies die Bilanz der Gemeinderrechnung einen Schuldenberg von 280'000 Franken aus, dem nur 70'000 Franken an Aktiven gegenüberstanden. Interessanterweise waren von diesen Schulden der allergrösste Teil, nämlich 216'000 Franken, erst in den letzten drei Jahren aufgenommen worden, das heisst im klaren Bewusstsein dass bald das grosse «Neu-Zürich» für deren Bezahlung sorgen werde. Schon im April 1889 entschlossen sich die Wipkinger, die Nordstrasse von Unterstrass her bis

Wipkingen um 1899, mit dem provisorischen Steg des Hönggertrams und dem Quartierrestaurant «Anker». Die beiden Schulhäuser dominieren das Dorfbild. (Bild: BAZ)



zum Bahnübergang bei der heutigen Nordbrücke zu verlängern. Das gleiche Projekt war 1876 und 1881 in der Gemeindeversammlung gescheitert. Diesmal verfiel das Argument von Gemeinderat Heinrich Gubler, es lohne sich nicht, auf eine allfällige Eingemeindung zu warten, denn man müsse damit rechnen, dass die Stadt dann andere Projekte dringender in Angriff zu nehmen habe. Da sei es doch besser, man unternehme das Nötige selber. Gubler hatte übrigens allen Grund, sich für den Bau der Nordstrasse einzusetzen, denn als grosster Bauunternehmer im Ort hatte er beidseitig der künftigen Strasse Land aufgekauft, das jetzt auf Erschliessung wartete. Davon sprach er in der Gemeindeversammlung jedoch nicht, sondern nur davon, «dass durch den Bau der Strasse das Steuerkapital der Gemeinde sich mehre», denn man dürfe hoffen, es werden sich «namentlich besser situierte Leute zum Bauen in der schönen Lage entschliessen».

Wipkingen um 1912: Die alte Kirche wurde 1910 abgebrochen, um für den Verkehr Platz zu schaffen. An der Nord- und Zschokkestrasse sind grosse Mietshäuser im Bau. (Bild: BAZ)



Strassenecke im Dorf Zentrum um 1908: Die Strassen sind noch ungepflästert, die Gaslampe zeugt von Fortschritt. (Bild: BAZ)



Glanzvoller Abschied aus der Selbständigkeit

Am 24. Oktober 1892, nur zwei Monate vor dem offiziellen Ende des selbständigen Gemeindelebens, weihte Wipkingen endlich auch ein neues Schulhaus ein, das noch heute bestehende Schuthaus Nordstrasse. Seine Einweihung wurde mit einem riesigen Fest gefeiert. In der Jahreschronik der GGW findet sich eine ausführliche Beschreibung, die in die Festkultur um die Jahrhundertwende Einblick gibt: «Die Einweihung gestaltete sich zu einem wahren Gemeindefest, indem mit derselben ein Jugendfest verbunden wurde. Morgens um 7 Uhr verkündeten Böllerschüsse die Abhaltung, trotz zweifelhaften Wetters an. Das Dorf prangte in festlichem Schmucke. Etwas nach 9 Uhr hatten sich die Vereine, die bunt kostümierte Jugend, die Behörden in Begleitung der Festmusik Concordia Zürich beim Sekundarschulhaus gesammelt.» Ein feierlicher Umzug führte nun durchs Dorf zum neuen Schulhaus hinauf, vorbei an fahnen-geschmückten und mit Festsprüchen versehenen Triumphbögen aus Tannzweigen. Den offiziellen Reden, begleitet von Blasmusik, Nationalhymne und Liedern der Wipkinger Gesangsvereine, schloss nachmittags trotz strömendem Regen ein zweiter Umzug an: «Den Zug eröffnete eine Abteilung strammer Turner, dann folgten die Schüler der 1. Klasse alle in schmucken Costümen, dann die Behörden etc. denen die grösseren Schüler, alle in Trachten, als Schnitt-rinnen, Mäher, Sennen und Sennerinnen, sowie alle Handwerker, darunter eine Schaar Metzger mit einem bekränzten Ochsen vertreten waren. Bei der Speisung der Kinder in der Turnhalle ging es so lebhaft zu, dass man buchstäblich sein eigenes Wort nicht mehr hören konnte.» Mit Feuerwerk und einem ausgiebigen Bankett beschlossen abends die Erwachsenen das Fest, «und nur zu schnell verflossen die fröhlichen Stunden, welche durch Reden, Gesänge, komische Declamationen, Terzette und Tanz verbracht wurden».

Mit diesem Fest verabschiedete sich die Gemeinde Wipkingen aus der Geschichte. Pünktlich auf Jahreswechsel 1892/93 trat die Vereinigung in Kraft mit einem nüchternen Verwaltungsakt übergaben die Gemeindebehörden ihre Akten und Archive dem neuen Gross-Zürich.

Enttäuschung über «Neu-Zürich»

Obwohl sie die Eingemeindung herbeigesehnt hatten, waren Wipkingerinnen und Wipkinger erst einmal enttäuscht. Über die Gründe gibt die Jahreschronik der GGW Auskunft: «Die meiste Unzufriedenheit gegen die Vereinigung verursachen die Steuerzeddel, deren Zahl sich in geradezu erschreckender Art und Weise zu vermehren scheint. Da gibt's: Vermögenssteuer, Einkommenssteuer, Bürgersteuer, Armensteuer, Feuerwehrsteuer, Wasserzins, Kübelabfuhrsteuer etc.» Gerade in steuerlicher Hinsicht hatte Wipkingen jedoch Erleichterungen erwartet. Doch gutverdienende Lohnbezüger mussten nun wesentlich tiefer in die Tasche greifen als bisher. Zudem hatte «Neu-Zürich» die Schulden der eingemeindeten Vororte zu übernehmen. Und gleichzeitig wurde der Stadtrat von Wünschen überschwemmt, denn die Vereinigung hatte höchste Erwartungen geweckt; jedes einzelne Quartier erhob Anspruch auf urbane Einrichtungen wie Gaslicht, Trottoirs, Grünanlagen, neue Schulhäuser, Tramverbindungen usw. Und je-

des Quartier argwöhnte, schlechter als seine Nachbarn bedient zu werden. Wipkingen machte darin keine Ausnahme.

Ein erster Quartierverein

In Wipkingen übernahm seit 1893 ein Quartierverein die Aufgabe, Quartierinteressen bei den Behörden zu vertreten.⁵ Seine Gründung ging noch auf eine Initiative der abtretenden Gemeindebehörden zurück, die am Anfang auch aktiv mitmachten. Der Verein bemühte sich besonders darum, das rückständige Wipkingen so rasch als möglich zu einem städtischen Quartier zu machen. 1896 kommentierte er erfreut den Erfolg seiner Petition für den Bau von Trottoirs in der Högger- und Orfstrasse: «Durch die Ausführung dieser Baute hat der betreffende Quartierteil den ehemaligen Dorfcharakter verloren und mehr einen städtischen Anstrich zur allgemeinen Befriedigung der Bevölkerung erhalten.»

Der Verein bemühte sich besonders eifrig um den Bau einer Strassenbahn nach Wipkingen. «Es ist nicht zu bezweifeln», steht im ersten Jahresbericht, «dass wenn die Tramwaylinien einmal im Betriebe sein werden, der zunehmende Verkehr in unserm Quartier auch ändern Bedürfnissen wieder rufen und nach und nach die Spuren des ehemaligen Dorfes verloren gehen werden». Verkehr und Fortschritt wurden um die Jahrhundertwende praktisch gleichgesetzt und in jedem Fall freudig begrüsst. Es handelte sich zu jener Zeit ja auch nicht um den privaten Verkehr von Motorfahrzeugen, sondern um Fussgänger, Fussgängerinnen, gelegentliche Fuhrwerke oder Trams und wenige Fahrräder.

Erfolglos blieben die zahlreichen Anläufe des Quartiervereins, Wipkingen endlich eine Bahnstation zu verschaffen. Dabei fand er immer wieder neue Argumente, scheiterte aber stets an der gleichen ablehnenden Haltung der Nordostbahn. 1901 zeigte sich die Bahnverwaltung erstmals flexibler: Sie sei bereit, jeden Tag ein paar Züge in Wipkingen halten zu lassen. Einzige Bedingung: der Quartierverein müsse die Kosten für den Bau der Station - 61'000 Franken - selber tragen. Der Betrag, der heute etwa 1,5 Millionen Franken entspricht, schien den Wipkingern denn doch etwas hoch für vier tägliche Zugshalte in jeder Richtung. Enttäuscht Hessen sie das Traktandum fallen. Überhaupt war der damalige Wipkinger Quartierverein mit seinen Vorstössen nicht besonders erfolgreich. Die ehemaligen Dorfgewaltigen bekundeten Mühe, nun als private Bittsteller bei den Stadtbehörden anklopfen zu müssen. Schon nach wenigen Jahren, 1904, fünfte dieses Missbehagen zur Auflösung des Quartiervereins und seiner Fusion mit der G GW.

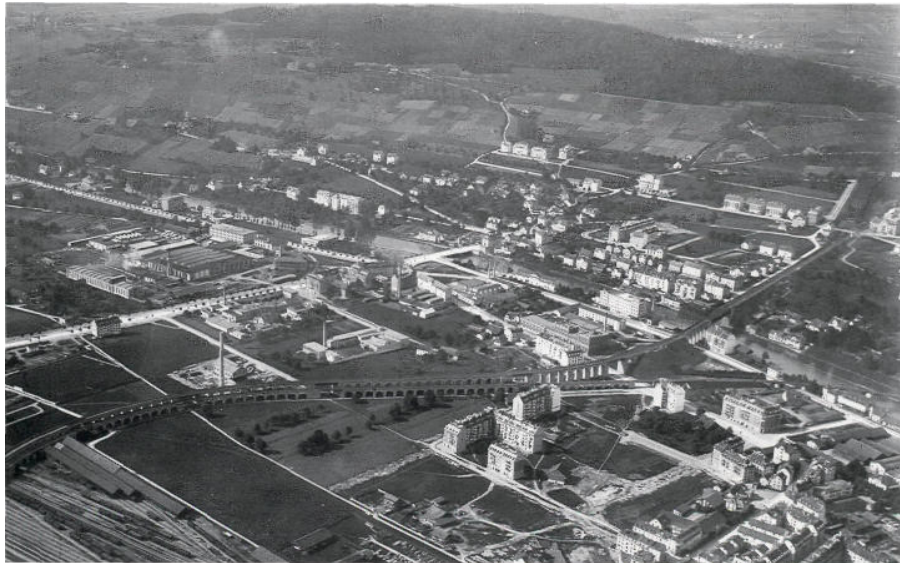
Die Gemeinnützige Gesellschaft erlebt eine Sinnkrise

«Neu-Zürich» war mehr als nur ein Zusammenschluss der alten Gemeinden, die Stadt übernahm viele neue soziale Leistungen. Private Institutionen und Initiativen, wie die Frauenvereine oder die Wipkinger GGW, sahen mit gemischten Gefühlen zu, wie die von ihnen aufgebauten sozialen Werke in rascher Folge von der Stadt übernommen und der privaten Wohltätigkeit entzogen wurden: in Wipkingen zum Beispiel der Kindergarten und der Heizmaterialverkauf.

»Mehr Licht!«

Ärgerlich reagierten die Quartiervertreter, wenn sie den Verdacht hatten, Wipkingen werde gegenüber anderen Stadtteilen benachteiligt. Am 21. Dezember 1893 schrieben sie folgenden Brief an den Bauvorstand der Stadt Zürich: «Wie gestern Abend, den 20. Dezember, machten wir schon wiederholt die Beobachtung, dass in unserem Quartier, z. B. bei Mondschein, nur eine beschränkte Anzahl Laternen angezündet werden, währenddem im benachbarten Industriequartier & Unterstrass immer sämtliche Laternen brennen. Der Ansicht, die Beleuchtungsverordnung solle in der ganzen Stadt gleich gehandhabt werden, finden wir es durchaus nicht am Platz, dass gerade im Quartier Wipkingen, das sonst nicht mit zuviel Beleuchtung eingerichtet ist, allein gespart werden soll.» Der Bauvorstand bestritt in seiner Antwort zwar, dass in Wipkingen allein gespart werde, bestätigte aber, dass man «selbstverständlich» in hellen Nächten auf den Grossteil der Beleuchtung verzichte - in allen Quartieren. Die damaligen Laternen, auch die Gaslampen, verbreiteten ein so trübes Licht, dass sie bei Mondschein nur wenig zusätzliche Helligkeit erzeugten.

Wehmütig schreibt die GGW im Jahresbericht 1895: «Uns bleiben nur noch zwei gemeinnützige Institutionen zu verwalten: die Bibliothek und die Suppenanstalt; wie lange es noch geht, bis auch diese zentralisiert werden, wird wohl die Zukunft zeigen.» Tatsächlich ging die Bibliothek schon im folgenden Jahr an die Pestalozzigesellschaft über. Einzig die «Suppenanstalt» blieb noch länger in der Obhut der GGW- allerdings trug seit 1896 die Stadt das Defizit. Es hätte damals wenig gefehlt, dass die Gesellschaft sich aufgelöst hätte. Die 1904 erfolgte «Verschmelzung mit dem lebensmüden Quartierverein» vermochte der ebenso lebensmüden GGW wieder entscheidende Impulse zu geben. Eine neue Generation übernahm im Vorstand die Führung, und bald gingen von der GGW wieder innovative Ideen und Initiativen aus: 1905 führte die GGW in Wipkingen die Gemeindekrankenpflege ein, 1906 initiierte sie die Gründung des Hauspflege-Vereins. Und 1910 fasste sie den Beschluss, ihr bisher grösstes Werk an die Hand zu nehmen: den Bau einer Kinderkrippe für Wipkingen.



Entwicklungsimpulse aus dem Industriequartier

Erst am Ende des Jahrhunderts wuchs die Gegend rund um den heutigen Escher-Wyss-Platz zum industriellen Zentrum Zürichs heran. Die Stadtvereingung hatte mehrere Grossbetriebe bewogen, ihre Anlagen am Rand der Altstadt aufzugeben und ausserhalb der Stadt auf billigerem Land neue, grosszügige Werkhallen zu erstellen. So zum Beispiel die Maschinenfabrik Escher-Wyss & Co, deren alter Standort sich an der Limmat zwischen Central und Platzspitz befand. 1889 kaufte die Firma ein Areal von 154'000 Quadratmeter Fläche mit Gleisanschluss im Hard, und bis 1894 entstand hier eine moderne Maschinenfabrik mit weit über tausend Beschäftigten. Die alten Fabrikareale wurden mit grossem Gewinn mit Wohn- und Geschäftshäusern neu überbaut: Schon damals liessen sich die eng verbundenen Prozesse von Industrieauslagerung und Citybildung in Zürich beobachten.

Seit ihrer Verlegung war Escher-Wyss für Wipkingen die grösste Arbeitgeberin. Gleichzeitig entstanden im Hard weitere Grossbetriebe mit zusammen mehreren tausend Arbeitsplätzen: die Seifenfabrik Steinfels, die vom Hirschengraben hierher verlegt wurde, die Färberei Weidmann, die Löwenbräu und viele andere. Für die Arbeiterinnen und Arbeiter der neuen Fabriken war Wipkingen das nächstgelegene Wohnquartier, über die Brücke schneller erreichbar als zum Beispiel der Limmatplatz.

1898 wurde mit Hardstrasse und Hardbrücke eine boulevardähnliche Verbindung zum Sihlfeld und zum neuen Güterbahnhof geschaffen, die 1901 ihre Fortsetzung in der neuen, verbreiterten Wipkingerbrücke fand. Natürlich gingen von all diesen Entwicklungen gewaltige Impulse auf das unmittelbar benachbarte Wipkingen aus.

Die kurzen Jahre von der Eingemeindung bis zum Ersten Weltkrieg veränderten das Bild und den Charakter Wipkingens von Grund auf. Das Bauerdorf wurde in kürzester Zeit von der Stadt aufgesogen und verwandelte sich, wie es der Quartierverein gewünscht hatte, in ein «grossstädtisches Quartier». Von 3'432 wuchs die Einwohnerzahl fast auf das Dreifache: 8'901 Wipkingerinnen und Wipkinger wurden 1910 gezählt. Neue Strassen und ganze Quartiere schössen um die Jahrhundertwende aus dem Boden, in ihrer dichten Geschlossenheit wirkten sie lange Zeit als überdimensionierte Fremdkörper an den Rändern des alten Dorfes.

Ein neues Zentrum

Der eigentliche Dorfkern von Wipkingen ist bis auf vereinzelte Reste längst verschwunden. Wipkingerplatz und Dorfstrasse sind heute keine Zentren mehr, wo man sich trifft, und noch viel weniger sind es Orte, wo man sich länger aufhalten möchte. Und doch hat Wipkingen auch heute ein eindeutiges Zentrum: Es ist das Gebiet um Röschibachplatz und Nordbrücke. Hier ist Wipkingen städtisch: Wohnen, Arbeiten und Einkaufen finden in nächster Nähe statt. Dichte und Vielfalt sind hier charakteristisch: Dichte der Überbauung, Dichte der Beziehungen, Vielfalt der Nutzungen, Vielfalt der Nationalitäten. Man spricht hier lautstark spanisch, leiser türkisch; hier duftet es nach syrischen Spezialitäten, hier isst man chinesisches, italienisches oder auch



Mittagszeit: Arbeiter auf dem Heimweg aus dem Industriequartier, 1907. (Bild: BAZ)

Wipkingen und das Hard, um 1901 aus dem Luftballon fotografiert. Der 1895 fertiggestellte Bahnviadukt, die Hardstrasse mit Alleebäumen, die Fabrikkomplexe der Escher-Wyss und anderer Grossbetriebe dominieren das Bild. Im Vordergrund neuerstellte Mietskasernen an der Otto- und Josefstrasse (Industriequartier). Auf der Wipkinger Seite unterscheiden sich die neueren Überbauungen deutlich vom alten Dorf: Hänggerstrasse (bebaut vor 1895), Nordstrasse (ab 1895), Zschokkestrasse (1898); von den 1898 erstellten Strassen des Landenbergquartiers ist erst die Leutholdstrasse beidseitig überbaut (1898-1901). Das explosive Wachstum des Industriebezirks im Hard war der wichtigste Impuls für die Entwicklung Wipkingens als Arbeiter-Wohnquartier. (Luftbild von Spelterini, BAZ)

schweizerisch. Bäcker, Metzger, Wäscherei, Kleiderladen, Migros und Coop und viele andere Geschäfte garantieren die alltägliche Versorgung. Die meisten Häuser stehen hier hart an der Strasse und umschliessen enge Innenhöfe. Und hier ist Wipkingen auch dörflich: Über den Hof, von Küche zu Küche, sind es keine zwanzig Meter. Man sieht, hört und kennt einander. Geht einander zur Hand, vielleicht auf die Nerven, vielleicht aus dem Weg.



Der Bauernhof «Neuhaus» stand an der Stelle, wo sich heute Habsburg- und Leutholdstrasse kreuzen, beim ehemaligen Restaurant «Habsburg»: ein grosses Bauernhaus mit Scheune, Waschhaus und eigener Tratte, wo die Ernte der zugehörigen Reben gepresst wurde. (Aus: C. Escher, R. Wächter: Chronik von Wipkingen, 1917)

Ein Stadtquartier entsteht

1894, ein Jahr nach der Eingemeindung, schrieb die GGW in ihrer Jahreschronik:⁶ «In Wipkingen hat seit der Vereinigung die Bautätigkeit bedeutend zugenommen. [...] Viele Grundstücke, ja ganze Bauerngewerbe sind zu Spekulationszwecken gekauft worden; der Preis der Liegenschaften ist seit der Vereinigung bedeutend gestiegen und haben unsere Landwirte durch dieselbe wenigstens in dieser Hinsicht gewonnen.»⁶

Als einer der ersten Bauern zog der Gemeinderat Gottlieb Knoch im Neuhaus die Konsequenz aus der Stadtvereinigung. 1892 verkaufte er seinen ganzen Besitz als künftiges Bauland. Er wanderte aus und erwarb mit dem Erlös ein viel grösseres Gut in Kärnten. Käufer waren zwei Immobilienhändler, die Gebrüder Weil. Sie bezahlten für einen Komplex von mehr als drei Hektaren 98'000 Franken, das sind pro Quadratmeter Fr. 3-30. Schon im folgenden Jahr hatten sie das Land an verschiedene Bauinteressenten weiterverkauft, und zwar zu einem Preis von Fr. 4.30.⁷ Ohne die geringste eigene Investition machten diese tüchtigen Geschäftsleute einen Gewinn von 30 Prozent oder 29'400 Franken in einem Jahr. Soviel Geld hatte ein Wipkinger Dorfpolizist in dreissig Jahren verdient!

Auch die neuen Käufer des Neuhoofs waren Profis im Liegenschaftensktor. Johann Caspar Schmid war Besitzer der sogenannten Schmidenhäuser (Burgstrasse 24-28) und die treibende Kraft bei der Überbauung des Neuhoofs. Als Notar von Unterstrass und Wipkingen wusste er über alle Bodengeschäfte stets frühzeitig Bescheid. Johannes Burckhart besass in Oberstrass ein Baugeschäft. Er war offenbar interessiert, sich Aufträge zu sichern; zu diesem Zweck arbeitete er mit dem Financier Dr. J. Hanimann zusammen. Die Partner Jean Benninger und Johann Gamper, beide in Aussersihl zu Hause, waren klassische Baulandspekulanten mit Erfahrung in der Erschliessung grosser Baugebiete.

Die neuen Besitzer machten sich nun umgehend daran, das erworbene Land zu verwerten d.h. in erschlossenes Bauland zu verwandeln. Das war aber nicht mehr so einfach wie ehemals an der Hönnger- und Burgstrasse; das 1893 erlassene neue Baugesetz erforderte eine wesentlich bewussteren Planung. Der Anschluss an die Netze von Wasser, Kanalisation und Gas zwang die Grundbesitzer dazu, sich zusammenzuschliessen und einen Quartierplan zu erstellen. In einem nächsten Schritt wurden nun die Vierecke zwischen den Strassen parzelliert, wobei gleichzeitig die Landumlegung unter den drei Landbesitzern erfolgte. Nun dauerte es noch mehrere Jahre, bis auch die Behörden ihre Genehmigung erteilt hatten: Im Juli 1898 war es soweit.

schweizerisch. Bäcker, Metzger, Wäscherei, Kleiderladen, Migros und Coop und viele andere Geschäfte garantieren die alltägliche Versorgung. Die meisten Häuser stehen hier hart an der Strasse und umschliessen enge Innenhöfe. Und hier ist Wipkingen auch dörflich: Über den Hof, von Küche zu Küche, sind es keine zwanzig Meter. Man sieht, hört und kennt einander. Geht einander zur Hand, vielleicht auf die Nerven, vielleicht aus dem Weg.



Der Bauernhof «Neuhaus» stand an der Stelle, wo sich heute Habsburg- und Leutholdstrasse kreuzen, beim ehemaligen Restaurant «Habsburg»: ein grosses Bauernhaus mit Scheune, Waschhaus und eigener Trotte, wo die Ernte der zugehörigen Reben gepresst wurde. (Aus: C. Escher, R. Wächter: Chronik von Wipkingen, 1917)

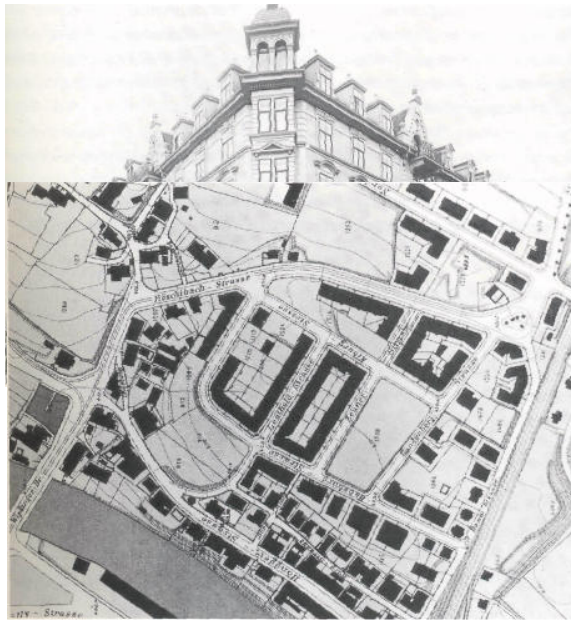
Ein Stadtquartier entsteht

1894, ein Jahr nach der Eingemeindung, schrieb die GGW in ihrer Jahreschronik:⁶ «In Wipkingen hat seit der Vereinigung die Bautätigkeit bedeutend zugenommen. [...] Viele Grundstücke, ja ganze Bauerngewerbe sind zu Spekulationszwecken gekauft worden; der Preis der Liegenschaften ist seit der Vereinigung bedeutend gestiegen und haben unsere Landwirte durch dieselbe wenigstens in dieser Hinsicht gewonnen.»⁶

Als einer der ersten Bauern zog der Gemeinderat Gottlieb Knoch im Neuhaus die Konsequenz aus der Stadtvereinigung. 1892 verkaufte er seinen ganzen Besitz als künftiges Bauland. Er wanderte aus und erwarb mit dem Erlös ein viel grösseres Gut in Kärnten. Käufer waren zwei Immobilienhändler, die Gebrüder Weil. Sie bezahlten für einen Komplex von mehr als drei Hektaren 98'000 Franken, das sind pro Quadratmeter Fr. 3-30. Schon im folgenden Jahr hatten sie das Land an verschiedene Bauinteressenten weiterverkauft, und zwar zu einem Preis von Fr. 4.30.⁷ Ohne die geringste eigene Investition machten diese tüchtigen Geschäftsleute einen Gewinn von 30 Prozent oder 29'400 Franken in einem Jahr. Soviel Geld hatte ein Wipkinger Dorfpolizist in dreissig Jahren verdient!

Auch die neuen Käufer des Neuhoofs waren Profis im Liegenschaftensktor. Johann Caspar Schmid war Besitzer der sogenannten Schmidenhäuser (Burgstrasse 24-28) und die treibende Kraft bei der Überbauung des Neuhoofs. Als Notar von Unterstrass und Wipkingen wusste er über alle Bodengeschäfte stets frühzeitig Bescheid. Johannes Burckhart besass in Oberstrass ein Baugeschäft. Er war offenbar interessiert, sich Aufträge zu sichern; zu diesem Zweck arbeitete er mit dem Financier Dr. J. Hanimann zusammen. Die Partner Jean Benninger und Johann Gamper, beide in Aussersihl zu Hause, waren klassische Baulandspekulanten mit Erfahrung in der Erschliessung grosser Baugebiete.

Die neuen Besitzer machten sich nun umgehend daran, das erworbene Land zu verwerten d.h. in erschlossenes Bauland zu verwandeln. Das war aber nicht mehr so einfach wie ehemals an der Höniger- und Burgstrasse; das 1893 erlassene neue Baugesetz erforderte eine wesentlich bewussteren Planung. Der Anschluss an die Netze von Wasser, Kanalisation und Gas zwang die Grundbesitzer dazu, sich zusammenzuschliessen und einen Quartierplan zu erstellen. In einem nächsten Schritt wurden nun die Vierecke zwischen den Strassen parzelliert, wobei gleichzeitig die Landumlegung unter den drei Landbesitzern erfolgte. Nun dauerte es noch mehrere Jahre, bis auch die Behörden ihre Genehmigung erteilt hatten: Im Juli 1898 war es soweit.



Ansichtskarte von der Leutholdstrasse. Die Bauten der Genossenschaft «Westheim» bilden eine städtisch wirkende geschlossene Strassenflucht (Bild: BAZ)

Übersichtsplan der Stadt Zürich 1916: Als Ideal rationeller Planung galt um die Jahrhundertwende ein rechtwinkliges Strassen-netz mit möglichst gleichmässigen Bau-blocken; das Baugesetz verlangte ausserdem, dass alle Fassaden auf eine einheitliche Baulinie gesetzt wurden, um ein geordnetes und imposantes Stadtbild zu erreichen, deutlich unterschieden von ländlichen Bauformen. (Plan: BAZ)

Bodenpreise explodieren: Entwicklung der Bodenpreise (Fr. pro Quadratmeter) im Landenbergquartier.

	1892	3.30	Gottlieb «noch an Gebrüder Weil
	1893	4.32	Weil an Burckhart und Hanimann
	Febr. 1899	21.83	Gamper und Benninger an Westheim
	März 1899	21.90	Burckhart und Hanimann an Method. Kirche
	Okt. 1900	25.-	Burckhart und Hanimann an Westheim
	Febr. 1909	27.66	Burckhart und Hanimann an Meier Immobilien
	Febr. 1909	30.54	Burckhart an Meier Immobilien

Bauboom und Wohnungsnot

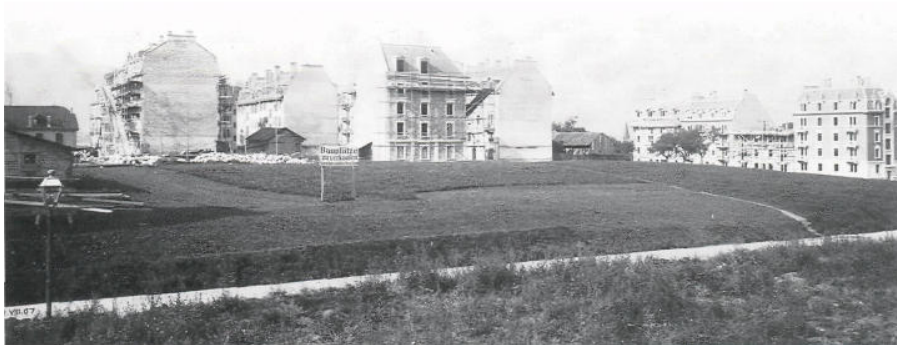
Die Grundbesitzer im Landenbergquartier wollten mit ihrem Boden Geld verdienen, und die Aussichten darauf standen gut. Denn mit der Stadtvereingung erlebte Zürich den grössten Bauboom seiner Geschichte. Niemals zuvor und niemals seither wuchs die Stadt so schnell wie in dem Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende.

Für die ungeheure Zahl neuer Einwohnerinnen und Einwohner, die der neugeschaffenen Grosse Stadt jährlich zuströmten, konnten gar nicht genug Wohnungen gebaut werden. Infolgedessen stiegen die Mieten. Trotz Bauboom rissen die Klagen über Wohnungsnot und überhöhte Mietzinsen nicht mehr ab.

Wohnungsnot, Mietzinssteigerung - für die Haus- und Grundbesitzer waren das goldene Zeiten. Viele tausend italienische Maurer und Handlanger mussten jeden Sommer nach Zürich geholt werden, um die Baunachfrage zu befriedigen. In der ganzen Stadt schnellten die Bodenpreise in die Höhe, und auch in Wipkingen liessen sich respektable Gewinne erzielen. Die Standortgunst des Quartiers wuchs, seit die Escher-Wyss im Hard war und erst recht, nachdem er Tram seit 1898 auch Wipkingen mit der Stadt verband. Die Folgen lassen sich im das Hönegger

Landenbergquartier gut beobachten: Innert acht Jahren stiegen hier die Bodenpreise auf das Achtfache.

Doch ausgerechnet im Jahr 1898, als das Bauprojekt im Landenberg bewilligt wurde, ging dem Bauboom die Luft aus, und im Jahr 1900 kam es zu einem eigentlichen Zusammenbruch des Immobiliengeschäfts. Im Landenbergquartier warteten 30'000 Quadratmeter erschlossenes Bauland plötzlich vergeblich auf Käufer - die vermeintliche Goldgrube drohte zum Grab der schönen Hoffnungen ihrer Besitzer zu werden.



Nach sechsjährigem Stillstand, um 1906, setzte die Konjunktur wieder ein; rund um die Leutholdstrasse wuchs die Bebauung in wenigen Jahren zum Landenbergquartier zusammen. Die fertigen Bauten wurden in der Regel sofort verkauft, um mit dem Erlös weiterzubauen. Es ist erstaunlich, wie häufig die Wipkinger Häuser damals die Hand wechselten: In den Büchern der Brandversicherung ist nicht selten alle zwei bis drei Jahre ein neuer Besitzer eingetragen.

Genossenschaft rettet Spekulanten

Die «Baugenossenschaft Westheim» übernahm im August 1898 vier Bauplätze an der Leutholdstrasse von Gamper & Benninger. Die Genossenschaft plante gemäss ihren Statuten den Bau «von billigen Wohnhäusern im Gegensatz zu den teuren Mietpreisen, die gegenwärtig existieren».⁵ Bereits im Oktober 1899 konnte sie dreissig Wohnungen vermieten, zu einem Mietzins von vierhundert bis fünfhundert Franken im Jahr-ein wenig billiger als der Durchschnitt. Doch wer stand hinter dem Unternehmen? Im Vorstand begegnen wir bekannten Namen: Jean Benninger, Dr. Hanimann, Johannes Burckhart, Baumeister Eugen Scotoni (ein Vorfahre des Kino- und Liegenschaftsunternehmers) und weiteren Vertretern aus dem Baugewerbe. Offenbar ging es hier hauptsächlich darum, unverkäufliches Land doch noch zu verwerten und grössere Verluste zu vermeiden. Die Wohnungen mussten billig sein, damit sie sich überhaupt vermieten Hessen. Bis 1910 erstellte die Genossenschaft Westheim beidseits der Leutholdstrasse die Nummern 13-19 und 10-18 sowie das Eckhaus Habsburgstrasse 20. Nach schwierigen Gründungsjahren konnte das Unternehmen trotz massigen Mietzinsen immer bessere Dividenden auszahlen. 1926 fasste der Vorstand den Beschluss, die Baugenossenschaft zu liquidieren. Sämtliche Häuser wurden verkauft, zwei wurden in den sechziger Jahren abgerissen.

Die Landenberganlage

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs war das Quartier zum grossen Teil überbaut. Nur vereinzelte Lücken unterbrachen noch die dichtgeschlossenen Reihen der Hofrandbebauung - allein mitten im Quartier lag zufällig ein ganzes Blockquadrat noch brach und wartete auf seine Verwertung. Hier hatten zahlreiche Wipkinger und Wipkingerinnen Land für Familiengärten gepachtet, die damals übrigens nicht nur als Freizeitbeschäftigung dienten, sondern einen namhaften Beitrag zur Ernährung beisteuerten, besonders als im Krieg die Lebensmittelpreise ins Unermessliche stiegen.

Trotzdem war im Frühling 1916 zu hören, demnächst werde hier gebaut. Zweihundert, ja sogar dreihundert Wohnungen sagten einige. Und das hätte bedeutet: Über tausend neue Bewohnerinnen und Bewohner in dem dicht überbauten Quartier. Es regte sich Protest. In dieser Situation beschloss die GGWzu handeln. Sofort schrieb sie an den Stadtrat von Zürich und forderte ihn auf, die Überbauung dieses Areals zu verhindern. Die GGW hielt mit Kritik an der dichten Quartierbebauung nicht zurück: «Nun sind in letzter Zeit in jener Gegend so viele Kasernenbauten entstanden, dass uns scheint, man sollte Halt gebieten und den betreffenden

Mietskasernen?

Das Landenbergquartier ist, ähnlich wie die Hofrandquartiere in Aussersihl und Widlikon, ein klassisches Spekulationsprodukt. Kaum irgendwo in der Stadt finden sich so enge Hinterhöfe wie hier: 15-20 Meter breite Abstände trennen Wohnhäuser von fünf und sogar sechs Geschossen. In Wipkingen sprach man deshalb von Mietskasernen, und viele Leute im Quartier kritisierten die grossen Bauten genauso, wie *man* in den siebziger Jahren Hochhäuser und «Betonstöck» abgelehnt hat. Sogar der Stadtrat schloss sich 1916 diesem Urteil an: «Es ist dort ein ausgesprochenes Arbeiterquartier entstanden, in dem die Grundstücke fast durchwegs bis zum gesetzlich erlaubten Höchstmass ausgenutzt sind.» Das Quartier mache eine «nüchternen und unästhetischen Eindruck», ja es habe einen «trostlosen Charakter». (Stadtratsprotokoll vom 13. Dezember 1916) Doch heute, nach neunzig Jahren, sind die Backstein-Mietskasernen von damals sehr gefragt.

Röschbachstrasse um 1907. Die Liegenschaftskrise um 1900 machte den Grundbesitzern einen Strich durch die Rechnung. Jahrelang standen die ersten grossen Mietskasernen mit nackten Brandmauern einsam im freien Feld und warteten vergeblich auf Anschluss. (Bild:BAZ)

**PROGRAMM
FÜR DIE ERÖFFNUNGS-FEIER
DER ANLAGE**

SAMSTAG, DEN 1. JUNI 1923, ABENDS 8 UHR

PROGRAMM:

2. Männer- u. Töchterchor: *Gesangsvortrag*

5. Ansprache von Herrn Lehrer 1 Ziegler

7. Cäcilienchor: *Lebende Bilder*

1. Mann: *Pyramiden etc.
Musikvortrag*

n lagen in/ unbedin/ in u honen u
dürfen nur die behielten Wege n
der Anlage betreten werden.

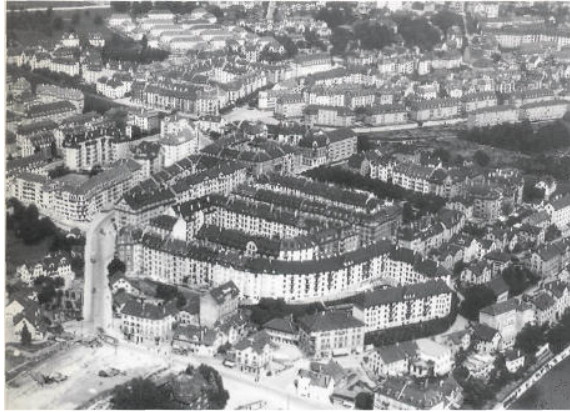
Programm für die Eröffnungsfeier.

Platz retten. Wir möchten die Behörden ersuchen, denselben aufzukaufen und zu einer öffentlichen Anlage umzugestalten.»⁹ Denn nicht Wohnungen, sondern Spiel- und Erholungsflächen brauche Wipkingen am dringendsten. «Die zahlreichen Kinder sind für ihren Aufenthalt auf die Strassen angewiesen; die kleinen Mädchen sitzen mit ihren Puppen auf den Trottoirrandstreifen und werden zuweilen aufgeschreckt durch Velofahrer, Autos und Fuhrwerke.» Seit der Eingemeindung hatte sich Wipkingen vergeblich um eine öffentliche Anlage bemüht. Bei der Stadt traf das Gesuch der GGW auf offene Ohren, Denn im zuständigen Bauamt waltete damals der junge Stadtrat (und spätere Stadtpräsident) Emil Klöti, ein eifriger Verfechter von städtischen Grünflächen. Er traf sich mit den Vertretern des Quartiers und erteilte ihnen Aufträge. Sie sollten mit dem bauwilligen Eigentümer Kontakt aufnehmen und ihn zu einer Verkaufsofferte bewegen.

Klöti war nicht der Auffassung, dass die Stadt für die gesamten Kosten der Anlage aufkommen solle. Seiner Meinung nach profitierten von der Verschönerung des Quartiers in erster Linie die Besitzer der angrenzenden Häuser, deren Wohnungen an Attraktivität gewinnen würden. Sie, teilte er der GGW mit, sollten durch freiwillige Beiträge ein Drittel der Gesamtkosten übernehmen. Die GGW als Vertreterin der Quartierinteressen müsse die Hausbesitzer zu diesem Opfer bewegen, nur dann, schrieb Klöti, könne er das Projekt dem Gesamtstadtrat vorlegen. Eine Liste der Hausbesitzer und die Schätzung der von jedem zu erwartenden Mehrwertbeiträge liess er gleich beilegen.



**Kinder auf der Hönggerstrasse, nach 1900.
Strassen und Hinterhöfe waren die Spielplätze
der Wipkinger Kinder. (Bild: BAZ)**



Das Luftbild um 1930 lässt die dichte Bebauung im Landenbergquartier erkennen. (Bild: Swissair)

Der Brief ist vom 24. Oktober 1916 datiert. Bis Ende November, stand da, müsse die Summe von 40'000 Franken beisammen sein. Der GGW blieb also nur ein Monat Zeit. Ein dicker Bund von Akten und Briefkopien zeugt im Archiv der GGW von der hektischen Aktivität, die der Quartierverein nun entfaltete, um die Hausbesitzer zum Mitmachen zu überreden. Vor allem Eugen Bolleter, der damalige Präsident, legte sich für die Sache ins Zeug - denn die Frist war kurz bemessen, der Baubeginn drohte.

Im Dezember 1916 war es soweit. Die GGW konnte den Eingang von 28'000 Franken an Mehrwertabgaben melden. Im Februar 1917 wurde der Bau der Landenberganlage beschlossen. Da sich durch den langdauernden Krieg die Lebensmittelversorgung inzwischen noch weiter verschlechtert hatte, verzichtete die Stadt vorerst auf die Ausführung, um den Pächtern ihre Schrebergärten zu erhalten. 1923 schliesslich fand die feierliche Eröffnung statt, an der bläsend, singend und turnend die Vereine Wipkingens teilnahmen.